18. Dezember 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 287

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(14. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

„Vielleicht geht ihm die Geschichte mit dem Sanatorium in Pörtschach nicht recht zusammen?"

„Ich weiß nicht." Sie rückte dichter an den Bräutigam heran. „Erinnerst du dich, wie er damals mit uns gesessen ist, am Abend an dem Unglückstag? Da ist er noch einmal hinauf — und dann hat er die ganze Nacht droben gearbeitet . . ."

„Woran?"

„Keine Ahnung. Ich hab' nicht schlafen können in der Nacht und bin einmal in das Zimmer des Vaters gegangen. Da haben der Franz und der Küster um die Wette geschnarcht — aber Martin, der hatte Licht. Ich hab' die Tür leise geöffnet und hineingeschaut. Er hat es gar nicht gemerkt . . ."

„Komisch!" murmelte Richard. „Und wie er jetzt auf einmal von der Hochzeit gesprochen hat!" Er drückte das Mädchen an sich. „Aber er hat recht. Ich werd' sehen, daß ich so schnell wie möglich nach Wien kann!" — — —

*

Martin war völlig verändert. Er war mehr als nervös, oft sogar mißmutig und fuhr, was er bisher nie getan hatte, seine Leute ungerecht an. Im Spital gingen sie ihm im großen Bogen aus dem Wege. In den letzten Tagen rief er oft zu Hause an, ob kein Brief für ihn gekommen wäre.

Christine, die mit der mütterlichen Ueberlegenheit der Schwester diesen körperlich und geistig so starken Menschen anbetete, zergrämte sich das Herz. Sie tastete sich mit ihrem feinen Frauenempfinden zu einer Spur hin, auf der sie nicht weiterkam, weil sie sich fürchtete, weiterzukommen. Wirklich das Sanatorium? Oder Irma?

„Hast du noch keine Nachricht von Doktor Weiß wegen des Sanatoriums?" wagte sie eines Abends zu fragen.

Da war es, daß er ihr grob antwortete: „Hätt' dir schon was gesagt —!"

Sie war nicht beleidigt. Das war nicht ihre Art. Sie blieb still und beobachtete ihn um so schärfer. Die Angst vor dem Unerklärlichen wurde in ihr immer stärker. Und dann geriet sie eines Tages in eine Unterredung ihres Bruders mit Paul Strobl hinein — unfreiwillig. Was sie da zu hören bekam, brachte sie völlig aus dem Gleichgewicht.

Prokurist Strobl hatte Martin in der Wohnung früh am Morgen aufgesucht, ehe der Chefarzt ins Spital kam. Der kleine, dicke Prokurist war nicht so ruhig und so sicher-liebenswürdig wie sonst. Er war voller Aufregung und konnte sie nicht verbergen. Wie eine Pistole setzte er seine Fragen Martin an die Brust:

„Herr Doktor, ich hab' mir schon seinerzeit erlaubt, Ihnen mitzuteilen, daß eine Revision der Bücher stattfinden wird. Seit vier Tagen ist der Revisor aus Wien da. Ich habe, soweit ich konnte, vorgearbeitet; wir — das heißt der Revisor — möchten nun gern die Adresse eines Kontoinhabers wissen, den Ihr Herr Vater persönlich bearbeitet hat. Josef Steinlechner heißt der Mann. Er schuldet der Kasse einen Betrag von fast 70 000 Schilling. Es waren ursprünglich 87 758, aber er hat kürzlich 18 000 durch die Postsparkasse gezahlt. Immerhin legt der Revisor Wert darauf, das Konto vor der Bilanz rechnungsmäßig abzuschließen."

„Vielleicht hat mein Vater mit diesem Herrn Steinlechner reden wollen, wie er nach Wien gefahren ist? Das Unglück aber — —" Martin dachte einen Augenblick nach. „Steinlechner wird doch vom Tode des Vaters erfahren haben und sicher so schnell wie möglich seinen Verpflichtungen nachkommen. Sie sagen ja selbst, Herr Strobl, 18 000 habe er schon bezahlt. Vielleicht, wenn man ein, zwei Tage wartet —?"

Der Prokurist drehte seinen Hut in der Hand hin und her. Er kämpfte mit irgendeinem Entschluß und faßte auch diesen Entschluß. Ein-, zweimal setzte er an, dann erklärte er: „Herr Doktor, wir wollen offen miteinander sprechen — ganz offen! Es ist höchste Zeit. Sie werden mich dann vielleicht zur Tür hinauswerfen — aber, sehen Sie, Ihr Herr Vater hat nicht zu mir das Vertrauen gehabt . . . Ich weiß um die Geschichte, daß er der Firma Schauffler & Co. in Krems 35 000 Schilling kreditiert hat, der junge Schauffler hat ihn hineingelegt. Ihr Herr Vater hat eben geglaubt, alle Menschen seien so anständig wie er. Das darf man heute nicht. Die Zeit ist so — sie unterhöhlt alles, wenn man so sagen kann . . ." Er redete stockend, oft nach Worten suchend. Es war ihm nicht wohl bei dieser Geschichte, aber er tat das, was er für seine Pflicht hielt. Verzweifelte Ehrlichkeit trieb ihn zum Sprechen.

Martin stand vor ihm, dreimal so groß, dreimal so breit wie er, hatte den Schnurrbart zwischen den Zähnen und wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

„Der Herr Direktor hat versucht, den Schaden wieder gutzumachen. Wenn er Vertrauen zu mir gehabt hätte — es hätte sich wohl ein Weg gefunden . . ."

Martin steckte die Hände in die Hosentaschen und wippte in den Zehen, und Strobl beeilte sich, hinzuzusetzen: „Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Doktor! Ich rede als Freund. Als — nun ja, wenn man so sagen kann — als uneigennütziger Freund. Sehen Sie: Es ist ein Fehlbetrag da. Der muß gedeckt werden! Ich habe bis jetzt alles getan, um den Revisor hinzuhalten. Mein Gott — die Gesellschaft muß doch

Rücksicht darauf nehmen, daß der Herr Direktor ihr zehn Jahre lang treu und aufopfernd gedient hat! Aber so eine Bilanz — die muß in Ordnung sein!"

Die beiden standen im Vorzimmer, das als Empfangssalon diente und von dem rückwärtigen Zimmer, das auf den Garten hinausging, durch eine Portiere getrennt war. Ahnungslos kam Christine aus dem Garten und vernahm auf einmal zwei Stimmen: die ihres Bruders und eine andere, die sie nicht gleich erkannte — bis sie dann erfaßte, daß Paul Strobl es war, der davon sprach, daß ein Fehlbetrag da sei, der gedeckt werden müsse . . . Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Ihre Anwesenheit kundtun? Oder weiter zuhören? Horchen? Horchen? Sie war festgebannt — wie wenn ihr die Sohlen auf dem Boden klebten.

Ihr Bruder sagte: „Herr Strobl, ich fahre heute nach Wien!"

Strobl sprach weiter, eindringlicher noch als zuvor: „Ich möchte Sie fragen, Herr Doktor, was Sie zu tun gedenken. Es ist, wenn man so sagen kann, ein nicht ungefährliches Spiel . . ." Einen Moment lang schwiegen beide; Christine hörte ihr Herz klopfen. Dann Martin: „Herr Strobl, ich danke Ihnen für den Beweis Ihrer Freundschaft! Aber was ich tue, das muß ich für mich behalten. Ich versuche nämlich mein Aeußerstes . . ."

Christine erkannte beinahe seine Stimme nicht wieder, so tonlos und gepreßt klang sie.

„Also, Sie verstehen mich recht?" Paul Strobl sprach, wie wenn er um eine Gunst zu bitten hätte. „Herr Doktor, ich will nur Ihr Bestes. Ich denke an Ihr Fräulein Schwester, die doch für das alles nichts kann. Es wäre furchtbar, wenn in unserer Stadt, wo doch, wie man so sagen kann, einer dem anderen ins Fenster stiert — —"

Er verstummte. Christine konnte ihn ja nicht sehen, wie er jetzt vor ihrem Bruder stand: klein, dick, schwitzend vor Aufregung, lächerlich beinahe! Und doch war etwas in ihm, das Achtung einflößte.

Sie gingen miteinander hinaus. Christine rannte hinter ihnen her. Sie hörte die Stimmen auf der Diele. Soll ich hinausgehen? fragte sie sich. Ich muß doch — —

Aber da stiegen sie schon die Treppe zum Vorgarten hinunter — —

Martin kam ins Spital. Da lag auf dem Tisch in seinem Ordinationszimmer ein Brief Richards, der vor zwei Tagen nach Wien gefahren war, um mit seinem Onkel die langgeplante Unterredung über die Versetzung nach Graz abzuhalten. Nun schrieb er. Einen ziemlich dicken Brief schrieb er, und Martin hatte seit dem Tode des Vaters ein arges Mißtrauen gegen gewichtige Briefe. Er drehte den Richards argwöhnisch hin und her — dachte an Strobl zurück. Schlechter Menschenkenner, der Vater! Einen „trockenen Kanzleimenschen" oder so ähnlich hatte er den Prokuristen genannt, und nun auf einmal zeigte sich der Kleine als ganzer Kerl. Ohne ihn — —

Martin riß den Brief Richards auf. Der schrieb zuerst, daß er eine sehr unangenehme Ueberraschung erlebt hätte, als er Franz Wagenmeister aufsuchte. Seine Pflicht als zukünftiges Familienmitglied gebiete es ihm, Martin davon in Kenntnis zu setzen, daß Franz in das Salonorchester Macher eingetreten sei und nachmittags und abends in einem Café spielte. Im Café Sacher auf der Ringstraße, glaubte Richard, und er sei wie aus den Wolken gefallen und müsse sich die Bemerkung gestatten, daß seiner Auffassung nach, der Sohn des Direktors Wagenmeister nicht gezwungen sei, in einem Kaffeehaus Ladenschwengeln und ihren Maderln zum Tanz aufzuspielen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

„Aff'!" knirschte Martin in den Schnurrbart hinein und las weiter.

„Aber nun, lieber Schwager, eine angenehme Nachricht: Die Angelegenheit mit meiner Beförderung ist auf dem besten Wege. In sechs Wochen werde ich unter gleichzeitiger Ernennung zum Regierungsrat nach Graz versetzt, wo ich sofort alles zur Hochzeit vorbereiten werde. In sechs Monaten entführe ich Dir dann die Christel.

Ein glücklicher Zufall! Denke Dir: Im Ministerium traf ich meinen Freund Wertner, der an meiner Stelle nach Klagenfurt als Adjunkt gekommen ist. Ich erwähnte ihm auch Dein Projekt mit dem Sanatorium, worüber er sein höchstes Erstaunen ausdrückte. Du wirst Dich erinnern, lieber Martin: Ich wunderte mich gleich zu Anfang darüber, daß der Medizinalrat überhaupt verkaufen sollte. Nun teilt mir Wertner mit, daß Dr. Herbert, der bereits über die Sechzig ist, erst vor drei Wochen seine einzige Tochter an den Innsbrucker Arzt Dr. Neumann verheiratet hat, der die Leitung des Sanatoriums übernimmt. Von einem Verkauf kann daher keine Rede sein. Dein Freund wird Dir wohl das gleiche aus Pörtschach berichten; aber ich halte es doch für meine Pflicht, Dir diese Mitteilung so schnell wie möglich zukommen zu lassen, um Dich vor einer Enttäuschung zu bewahren . . ."

Martin las nicht weiter, sondern sah auf die Uhr. Um 10,14 Uhr ging der Zug nach Ebersbach, wo er den Anschluß zum Expreß nach Wien erreichte.

Er rief sofort die Schwester an. „Du, ich muß sofort nach Wien. Die Bank hat angeläutet. Ja: die Hypothekenbank. Ich schick dir den Spiella. Gib ihm meine Handtasche mit meinem Pyjama mit!"

„Ich bringe sie dir selbst auf die Bahn."

„Aber das ist ja nicht notwendig. Wenn ich dir — —"

Doch sie hatte schon angehängt. So merkwürdig hatte ihre Ankündigung geklungen. Wie ein Befehl. Er hatte indessen keine Zeit, lange nachzudenken. In einer Viertelstunde mußte er am Zuge sein, und er hatte Irma Atterstein versprochen, sie morgen selbst aus dem Spital nach Hause zu bringen. Er eilte in ihr Zimmer hinauf.

Die Genesung stürmte in diesem durch Sport aller Arten gestählten und von einem festen Willen beherrschten Frauenkörper nur so vorwärts. Sie wollte gesund werden. So schnell wie möglich. Wenn der Prozeß kam, wollte sie persönlich ihre Sache führen. Und dann hatte sie noch andere Pläne, die sie sich selber nicht einmal einzugestehen wagte . . .

Sie saß in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster, als Martin bei ihr eintrat. Die Nähte aus der Wunde hatte er ihr schon vor drei Tagen herausgenommen; sie trug nur noch einen leichten Verband und war unaufhörlich in Bewegung. Schwester Sophie hatte oft einen Kampf mit ihr zu bestehen, weil sie immerzu hin und her hetzte.

Sie hatte einen Pyjama aus duftiger rosa Seide an, dessen kurze Aermel die feingerundeten Arme freiließen. Die Sonne lag auf ihrem Gesichtchen und spielte malerische Reflexe in das dunkelglänzende Haar hinein. Martin vergaß für ein paar Minuten alles: Strobl, die Versicherung, Richard . . .

Aber sie erkannte doch, daß in ihm wieder einmal Sturm war. Sie hatte ihn durch und durch studiert in diesen wenigen Tagen; sie kannte ihn auswendig. „Was haben Sie, Doktor?" fragte sie und griff nach seiner Hand.

(Fortsetzung folgt)

Der alte Dreschflegel

Von J. H. Butry.

Wenn man auf den Bauernhof des Martin Klüters im Neumärkischen kommt, dann hängt dort in der guten Stube über dem Sofa ein alter, halbvermorschter Dreschflegel. — Fragt man den Bauer nach seiner Bedeutung, so gibt es meist nur eine kurz angebundene Antwort: Wenn er einem nicht gefalle, solle man eben nicht hinsehen. Das sei ein altes Erbstück — und damit basta.

Ich denke mir, man muß zähe sein. — Und wie ich wieder einmal am Sonntag nachmittag bei einer Tasse Kaffee und einer gemütlichen Pfeife Tabak bei ihm in der guten Stube sitze, fange ich an zu bohren: Das sei doch ein scheußliches Ding da oben! Das Verbindungsleder sei auch schon ganz verfault und verwest. Nächstens würde ihm die Bescherung auf den Kopf fallen.

Erst guckt der Klüters mich so schräg von unten rauf an. Dann lacht er: „Sie alter Schlauberger! Sie wollen ja nur aus mir herauskriegen, was mit dem Dreschflegel los ist!"

Ich rede ihm noch ein bißchen zu und dann fängt er auch an zu erzählen:

Ueber 120 Jahre wird der Dreschflegel alt sein. Und so lange hängt er auch schon da oben. Die Geschichte hat sich von Mund zu Mund, von einer Generation auf die andere erhalten. — Ich kann Sie Ihnen auch nur so erzählen, wie ich sie von meinem Vater habe.

In der Zeit der Befreiungskriege war es. Als die Napoleonslegionäre aus Rußland zurückströmten. Ein wilder Haufe von Plünderern, Marodeuren und wüsten Gesellen ergoß sich damals über Deutschland. Jeden Tag kamen die schaurigsten Gerüchte in die stillen preußischen Dörfer und die Bauern zitterten. An große Verteidigung war nicht zu denken, denn Waffen gab es damals nicht auf dem Lande.

Mußte der Bauer mit seinen Leuten weiter weg vom Hofe auf einen entfernten Acker, dann war es stets eine Angst und Unruhe, ob der Erzfeind in der Zwischenzeit im Dorf einbrechen würde. Zur eigenen Obrigkeit hatte man kein großes Vertrauen. Die hielt sich an das Gebot des preußischen Königs und faselte ständig vom Bündnis mit dem Korsen. — Es war wohl damals eine verrückte Zeit im heiligen deutschen Reich!

Und nun komme ich zu meinem Urahn. Der hatte gerade jung geheiratet. Er war ein stolzer, starker Mann, und der Hof war damals noch eine ganze Ecke größer als heute. Heuerntezeit war es, und er war des Mittags mit allen Leuten hinausgefahren zu einer weiter abgelegenen Wiese. Nur seine Frau, meine Urahne, war nicht mit. Sie trug gerade ihr erstes Kind unter dem Herzen.

Wie der Urahn so eine Weile draußen mit den Leuten gearbeitet hat, befällt ihn plötzlich eine furchtbare Unruhe. Vor den Leuten will er sich nichts anmerken lassen. So sagt er nur zum ältesten Knecht, sie sollten ruhig weiter machen. Er ginge inzwischen mal nach den anderen Wiesen nachschauen, ob man dort das Heu am nächsten Tage einfahren könne.

Der Urahn geht dann auch ganz ruhig und langsam bis an den Wald. Kaum aus der Sicht seiner Leute rennt er in langgehetzten Sprüngen dem Dorfe zu. — Unser Gehöft liegt ja etwas abseits, und so hatte mein Urahn es bald in Sicht. Das machte alles einen so ruhigen Eindruck! Was soll da schon los sein! — Erst will er kehrt machen. Dann besinnt er sich. Wird mal der jungen Frau „Guten Tag" sagen.

Er schlenderte also auf seinen Hof zu, geht außen um die Umfassungsmauer und tritt durch die Gartentür. Da steht er erst, wie vom Donner gerührt: Am Stall angebunden zwei französische Husarengäule!

Wo sind die Reiter? — Der Urahn rennt quer über den Hof bis zu den Zimmerfenstern. Ein Blick — und er fährt zurück, als sei ihm der Teufel ins Gesicht gesprungen: Seine Frau steht vor dem Geldkasten und ide beiden Franzosen dringen auf sie ein.

Wie ein Wilder stürzt mein Ahn über die Tenne ins Haus. Irgend eine Waffe! Das erste, was er zu fassen bekommt, ist ein Dreschflegel. Den packt er mit der Rechten, und reißt mit der Linken die Zimmertür auf.

Wie die Franzosen sich ruckartig nach ihm umdrehen, hat er den Dreschflegel schon mit beiden Fäusten gepackt. Da hilft kein Griff mehr nach den Pistolen, kein entsetzter Aufschrei seiner Frau. Rrrrrrumms, da kracht der eine hin. Wieder holte der Urahn aus. Da liegt auch der andere direkt zu Füßen der zu Tode erschrockenen Frau.

Dann wirft der Bauer den Knüppel hin, und steht tief aufatmend im Zimmer. Die junge Frau fängt jetzt an zu weinen: „Der Himmel steh uns bei! Die Gendarmen werden dich holen und nun ist alles aus!"

Jetzt geht auch dem Bauern der Schreck durch alle Knochen. Fliehen . . . nein, das macht der Klüters nicht!

Nur eins kann jetzt helfen: Fort mit den Leichen und fort mit den Gäulen! — — Einen Augenblick überlegt er, dann fährt er seine Frau an:

„Heul' jetzt nicht, hilf lieber!"

Erst schleppen sie die beiden Franzosen heraus auf den Hof. Dort bindet der Bauer sie mit festen Stricken auf dem einen Gaul fest. Dann nehmen sie zwei Spaten, graben in einem Höllentempo ein tiefes Loch im Gemüsegarten und verstecken dort den blutigen Dreschflegel.

Dann schwingt sich mein Urahn auf den zweiten Franzosengaul.

„Mach alles in Ordnung, Mutter, und laß Dir keinem Menschen gegenüber etwas anmerken."

Keine halbe Stunde ist vergangen, seit er den Hof betreten, da jagt er auch schon wieder mit den beiden Pferden im gestreckten Galopp dem Walde zu. Eine halbe Stunde geht es dann in Karriere den Waldweg herunter.

Kurz vor einer Wegkreuzung hält der Urahn die schnaubenden Pferde an. Dann bindet er die Leichen los und wirft sie so auf den Fahrweg, als seien sie hier hinterrücks erschlagen worden. Die Halfter wickelt er den beiden lose um die Arme. So: Nun müssen auch die Gäule wohl oder übel stehen bleiben.

Dann rennt er, als gälte es das Leben, quer durch den Wald. Wohl eine Stunde hält er das wilde Tempo. Dann ist er am Waldrand und in Sicht seiner Leute. Mit zäher Energie zwingt er das wildaufpochende Herz zur Ruhe und ist mit einem Mal wieder mitten zwischen seinen Knechten als sei nichts geschehen. —

Abends um neun geht es nach Hause. Auch die Urahne hat sich eisern in der Gewalt. Auf dem Tisch steht die Milchsuppe, liegen Speck und Brot wie immer.

Am nächsten Morgen, so um fünf — die Klütersleute sind gerade beim Füttern — klingt helles Fanfarenschmettern vom Dorfe herüber. Ein Junge kommt angelaufen:

„Eine französische Schwadron ist da zur Einquartierung und der Bauer soll sofort zum Oberamtmann kommen."

Da stehen schon alle Bauern in der Stube und auch ein französischer Major ist dabei. — Ob der Klüters es schon wisse? Gestern hätten sie eine Stunde vom Dorfe im Wald die beiden französischen Quartiermacher erschlagen! Sein Hof läge doch dem Walde am nächsten. Ob er nichts Verdächtiges gemerkt?

Mein Urahn bleibt ganz ruhig. Er wisse von nichts: Draußen beim Heuen seien sie gewesen und dann um zehn gleich schlafen gegangen.

Dann ist noch eine französische Gerichtskommission mit Gendarmen gekommen: die haben die ganze Gegend abgesucht. Wer aber die beiden Quartiermacher erschlagen, haben sie nie herausbekommen.

Nun, es kam Preußens Befreiung und die größte Sorge war vorbei. Auch dann haben die Vordereltern noch geschwiegen. Nur an einem stillen Sonntag, als alle Leute in der Kirche waren, haben sie beide den Dreschflegel ausgegraben. Und haben ihn aufgehangen hier in der guten Stube, grad' da, wo der Urahn die Marodeure erschlagen.

„Die Menschen fragten damals nicht so viel, wie heute" — jetzt sah mich mein Gastgeber wieder sehr ironisch an — „und niemand hat sich um den Dreschflegel gekümmert.

Und im übrigen wird er da oben hängen bleiben, solange noch ein Klüters auf diesem Hofe sitzt."

Erlauschtes aus Fliegertagebüchern

Von Katja Heidrich

Die deutsche Fliegerin Katja Heidrich setzt ihre Artikelreihe fort und berichtet im folgenden von einem Fliegerwettbewerb mit allerhand Hindernissen.

Auf dem Flugplatz herrscht schon reges Leben. Die Hallentore sind geöffnet, die drei Wettbewerbsmaschinen werden vor der Halle aufgestellt. Als erster der „Habicht"; ihm folgt der „Jagdfalke" — Anitas Kampfroß — und zuletzt erscheint der „Seeadler", der sich noch etwas schlaftrunken die Augen reibt. Beschäftigt läuft alles hin und her. Die Sportkommission, die Luftpolizei. Und „Emile", der Fluggzeugführer und „Fränze", der Orter. Die Motore werden abgebremst.

Anitas Begleiter Franz jedoch ist noch nicht anwesend. Verzweifelt schaut sie alle Augenblicke auf die Uhr: noch 10 Mi-

nuten, noch 5 Minuten, jetzt noch 4 Minuten, 3 Minuten. Aber da kommt er:

„Los rein in die „Kiste"! Haben Sie Ihre Karte? Können Sie ortern? Wissen Sie den Kompaßkurs?"

„Ja," brüllt der Franz, „ich weiß genau Bescheid!" — —

„Aus! Frei! Bremsklötze weg!" ruft Anita, und die Luftpolizei gibt den Start frei.

Sie brausen los.

Der „Habicht" und der „Seeadler" waren bereits gestartet. Anita gibt Vollgas, um ihre Kollegen möglichst bald einzuholen, was ihr auch bald gelingt.

Und nun fliegen sie zu dreien. Im Geschwaderflug geht es zum ersten Zwischenlandeplatz.

Dann steigt plötzlich ein Gewitter auf.

Anita hat ihre Eskorte verloren und tobt allein mit ihrem Franz im Gelände daher. Eine Verständigung mit ihm ist nicht mehr gut möglich: jetzt heißt es aufgepaßt. Eine Gewitterbö nach der anderen setzt den braven „Jagdfalken" in die komischsten Bewegungen. Wahrlich keine reine Freude, in der Kiste zu sitzen!

In weiser Voraussicht hatte sich Anita, die ihren Begleiter Franz kaum kannte, tags zuvor die Kompaßkurse ausgerechnet und aufgezeichnet. Nach einiger Zeit — der Sturm hatte inzwischen etwas nachgelassen — sieht sie linker Hand den Landeplatz liegen. Grüne Raketen steigen auf. Aufforderung zur Landung! In diesem Augenblick wird der Franz, der bisher wenig in Erscheinung getreten war, sehr lebhaft: er winkt mit irgendeinem Gegenstand in Richtung des Platzes. Gerade will Anita ihn anbrüllen, die Hände in der Maschine zu lassen, da geht der Gegenstand, mit dem er winkt, schon über Bord — es war nichts weniger als die Streckenkarte, die sich der Franz vom Sturm stehlen ließ!

Die Landung war vollzogen, die Tanks wieder gefüllt, Franz mit einer neuen Karte ausgerüstet: Anita hatte ihm schweren Herzens ihre eigene gegeben. Mit einer galanten Handbewegung nach rechts gab der Franz den Kurs an. Der Sturm trieb wieder sein Unwesen, und mit unerhörter Wucht erfaßten die Böen den „Jagdfalken", dessen Flächen ab und zu heftig zu stöhnen begannen. Der Anita brach bald das Herz vor Schmerz: es war ihr gar nicht recht, daß der liebe „Jagdfalke" so geschunden wurde.

Aus dieser Sorge wurde sie aber bald herausgerissen, als sie unter sich ein paar Tümpel entdeckte, die für ihr Gefühl auf dieser Strecke Fremdkörper waren. Sie nimmt Gas weg, trotz des Sturmes, und brüllt zum Franz hinüber: „Wo sind wir? Was machen Sie denn für einen Quatsch? Das ist doch niemals richtig?"

Doch Franz antwortet nicht. Nach ein paar Sekunden wiederholt Anita ihre Fragen: Wieder keine Antwort! Jetzt wird es ihr langsam zu bunt, sie tritt mit ihren dicken Kreppsohlenschuhen gegen den Vordersitz, um den Franz aus seiner Ruhe zu holen. Aber alles nutzt nichts — Franz schweigt.

Die Situation ist nicht ganz einfach. Anita hat keine Karte mehr, hängt irgendwo im fremden Gelände, hat einen Mann an Bord, der einen Rekord im Schweigen aufstellen will, und zu allem Ueberfluß fängt es noch zu regnen an.

Anita fliegt eine Kurve, um sich etwas zu orientieren. Auf einmal kommt ein „herrlicher" Duft zu ihr herüber, der ihr den Zustand ihres Franzes erklärt. Im Volksmund sagt man zu einem solchen Vorfall: „Speisekarte retour!"

Au, au, auch das noch! Was sollte sie nun tun? Notlanden? Den Franz trösten, ihm die Karte wieder abnehmen und dann wieder starten? Aber das Gelände war für eine Notlandung nicht geeignet. Deshalb fliegt sie die nächste Bahnstation an, liest den Namen ab, kramt in ihren geographischen Kenntnissen herum und „franzt" sich allmählich wieder auf den richtigen Kurs. Als dann der von ihr so sehnsüchtig erwartete Silberstreifen in Form des Dortmund-Ems-Kanals am Horizont erschien, hatte sie ihre Laune wieder und steuerte ihrem Bestimmungsflugplatz zufrieden entgegen.

„Wo haben Sie denn gesteckt?" Anita antwortet nicht. Wozu auch? Die Neugierde der Sportleitung steigert sich, die Fragen werden lauter, stürmen rascher auf Anita ein, die sich aus ihrem Führersitz erhebt und auf ihren Franz zeigt. Erst als die Gestalt mit dem vollbelederten Anzug sichtbar wird, tritt ein wohlwollendes Lächeln in die strengen Gesichtszüge der Sportleitung. Also deswegen!

Aber wie immer, ein Unglück kommt niemals allein! So war es auch hier. Anita durfte laut Wettbewerbsbestimmungen nur mit dem als Orter gemeldeten „Franz" am Wettbewerb teilnehmen. Dem ging es aber noch schlechter als zuvor. Sie mußte deshalb verzichten. Ihr Telegramm an die Wettbewerbsleitung machte folgende lakonische Feststellung:

„D 1818 Jagdfalke fällt fort, da kranker Mann an Bord."

Büchertisch

Der Spielzeugschrank. Von Emmy Zweybrück und Edwin Redslob. Aus Großmutters Spielzeugschrank marschieren in diesem Buche alle vertrauten Figuren, Reiter, Wagen, Tiere und Gestalten aus der Weihnachtslegende zu einem buntbewegten Spiel auf, das dann zum Schluß in das Weihnachtsmärchen ausklingt.

Es ist ein Buch von ausgeprägter Eigenart: zehn Bildtafeln durch ein ihnen gegenübergestelltes rankendes Spiel aus Vers, Prosa und eingestreuten Zeichnungen bringen die einzelnen Motive der Hauptbilder greifbar nahe. Die Verfasser schufen einen ganz neuen Typ des Bilderbuches. Frei von lehrhaften Erklärungen spielen darin Dichter und Maler gleichsam mit den Kindern auf der Erde und führen sie in das Wunder des Märchenreiches.

Strahlende Festlichkeit leuchtet aus den Farben der Bilder reizvoll, im besonderen das Satzbild mit den eingeführten Bildmotiven und das Ineinandergreifen von Unterhaltung und Dichtung.

In Bild, Text und Satz wird uns guter deutscher Holzschnitt-Stil lebendig. Erschienen ist dieses Bilderbuch im Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin, und kostet 3 M., zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zeitschriften

Unser Schiff. Was Fernrohre heute leisten. Eine Photomontage: Der Ausschnitt einer Atlaskarte mit den Städten München und Nürnberg. Rechts unten bei München einer, der durch ein Fernrohr in nordwestlicher Richtung auf ein Zehnpfennigstück sieht, das links neben Nürnberg in der oberen Ecke angebracht ist. Hierzu lesen wir u. a.: Ein amerikanischer Astronom entdeckte im Jahre 1877, daß der Planet Mars von zwei kleinen Monden umgeben ist. Sie erhielten die Namen Phobos und Deimos. Was nun ein Fernrohr leistet, zeigt eine verblüffende Rechnung. Die Entfernung Mars—Erde beträgt durchschnittlich 90 Millionen Kilometer, Phobos hat einen Durchmesser von 12 Kilometern. Verkleinert man diese Maße so stark, daß Phobos nur mehr den Durchmesser eines Zehnpfennigstückes hat, so schrumpft die Entfernung Erde—Mars auf 150 Kilometer zusammen. Da moderne Fernrohre Phobos eben noch erkennen, so müssen diese Fernrohre auch ein Zehnpfennigstück aus 150 Kilometer Entfernung noch wiedergeben können. Ein Zehnpfennigstück, das in Nürnberg liegt, kann also mit diesen Fernrohren von München aus noch erkannt werden. — So anregend liest sich die Jugendzeitschrift „Unser Schiff" (vierteljährlich 6 Hefte für 1,60 RM, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart), die lebendig, anschaulich und leicht verständlich praktisches Wissen bringt, als zugleich unterhaltende und fördernde Jugendschrift unbedingt empfohlen werden kann.

Fröhliche Ecke

Zur rechten Zeit

Er wollte ihr einen Heiratsantrag machen. Vorher gedachte er aber, seine Angebetete zu prüfen, ob sie Sinn für häusliche Arbeit habe.

„Können Sie abwaschen?" fragte er.

„Ja," antwortete sie sanft, „aber können Sie abtrocknen?"

Er machte ihr keinen Heiratsantrag.

*

Der Herr Professor

„Was malen Sie denn jetzt?"

Der junge Maler: „Adam und Eva!"

„Recht so, junger Mann — fangen Sie ganz von vorne an!"

*

Wie du mir . . .

Die Frau Gräfin: „Hören Sie, Marie, ich werde Sie der Einfachheit halber Emma nennen, so hieß nämlich mein voriges Mädchen!"

Das neue Dienstmädchen: „Schön — und ich werde Sie der Einfachheit halber Frau Lehmann nennen, so hieß nämlich meine letzte Gnädige!"

*

Stummel hat sich Pomeranzenschnaps gebraut. Wocke kriegt ein Gläschen zu kosten. Er fällt beinahe um. „Mensch, gut ist er, aber viel zu kräftig. Der hat ja wohl seine 60 Prozent!"

Stummel nickt. „Wird ungefähr stimmen. Aber daran ist meine Frau schuld."

„Nanu? Hat sie denn die Mischung gemacht?"

„Nee, glücklicherweise nicht! Aber sie paßt doch auf, daß die Buddel nicht so schnell leer wird."